

DANIELA OHMS

Wie
Treibholz
im Sturm

ROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe April 2018
© 2018 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Dieses Werk wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Scriptzz, www.scriptzz.de
Redaktion: Franziska Fischer
Covergestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Coverabbildung: Trevillion Images / Ildiko Neer; © FinePic / shutterstock
Satz: Marion Gebauer
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-65431-6

2 4 5 3 1

Für alle, die in ihrem Herzen noch immer Piratinnen sind.

*Insbesondere für Jenny – danke,
dass ich mir dein Brot leihen durfte.*

*Und für Katharina und Tanja –
wisst ihr noch, das Räuberspiel?*

PROLOG

*24 Da ließ der Herr auf Sodom und Gomorra Schwefel und
Feuer vom Himmel herabregnen*

*25 und vernichtete von Grund auf jene Städte,
die ganze Umgebung, alle Einwohner der Städte
und was auf dem Erdboden wuchs.*

Bibel, 1. Buch Mose, Kapitel 19

* * *

Hamburg, 24. Juli 1943

D rücktend und schwer lag die Hitze über Hamburg, wie eine zähe Schicht aus frisch gekochtem Gelee, die noch nicht erhärtet war, in der aber jede Bewegung zum Erliegen kam, weil es zu anstrengend wäre, dagegen anzukämpfen. Einzig am Elbufer war die Hitze erträglich, denn hier wehte ein lauer Wind über den Fluss heran, der alle Samstagsausflügler bei Laune hielt. Familien und Freunde saßen auf Decken im Sand, um ihr Picknick zu verzehren, andere wagten ein Bad am Flussufer, und überall rannten Kinder umher, die sich am wenigsten von der Hitze stören ließen.

In all dem Trubel saß Hannah still auf ihrer Decke und hatte nur Augen für das kleine blond gelockte Mädchen mit seinem Vater, die am Flussufer standen und die Schwäne fütterten. Während Robert das halb trockene Brot mit seiner gesunden Hand festhielt, riss Kathrinchen kleine Bröckchen davon ab und warf sie zu den Schwänen ins Wasser. Obwohl sie schwungvoll ausholte, flogen die Brotstückchen häufig nicht weit genug. Aber jedes Misslingen quittierte sie mit einem so niedlichen »Ohwei, ohwei«, dass Robert immer wieder ein leises Lachen entfuhr. Schon lange hatte Hannah sein Lachen nicht mehr gehört, und auch heute versiegte der Klang fast ebenso abrupt, wie er begonnen hatte. Dennoch war Roberts Rückkehr ihr ganz persönliches Wunder. Kathrinchen hatte wieder einen Vater. Vor gut zwei Jahren, noch vor ihrer Geburt, hatte der Krieg ihn einverleibt und ihn erst jetzt wieder ausgespuckt – zwar mit einer zertrümmerten Schulter, die niemals ganz heilen würde, dafür jedoch lebendig und nicht mehr kriegsverwendungsfähig. Die zerstörte Schulter mochte schmerzlich sein. Hannah hingegen war froh darüber, ihren Mann zurückzuhaben und ihn nicht mehr an der Ostfront zu wissen. Dass der Krieg ihren großen Bruder das Leben gekostet hatte, war Trauer genug.

»Ohwei, ohwei.« Wieder warf Kathrinchen das Brot nur knapp vor sich in den Sand. Dieses Mal schien der Schwan die Geduld zu verlieren. Mit langem Hals wuchtete er sich aus dem Wasser und watschelte auf das Mädchen zu, das kaum so groß war wie der mächtige Vogel.

»Wei, ohwei!« Kathrinchens Tonfall nahm eine panische Note an. Hastig versteckte sie sich hinter den Beinen ihres Vaters, der ebenfalls drei Schritte vor dem Schwan zurücktrat und das Mädchen mit sich schob.

Das Tier hingegen wollte nichts weiter als das Brot. Sobald es die Beute im Schnabel hatte, watschelte es zurück zum Wasser und ließ sich behäbig hineingleiten.

Hannah holte ein Taschentuch aus ihrer Handtasche und wischte sich damit den Schweiß ab, der sich langsam, aber sicher auf ihrer Stirn und im Nacken sammelte. Der Sommer 1943 war ein Jahrhundertsommer, der seit seinem Beginn mit Hitze und Trockenheit über Hamburg herrschte. Ein Sonntag reihte sich an den vorherigen, und selbst die Nächte waren lau. Es war ein Sommer, der von friedlichen Zeiten flüsterte und ihnen vorgaukelte, der Krieg fände nur in weiter Ferne statt. Aber Hannah war auf der Hut. Die Floskeln vom Sieg erfüllten sie ebenso mit Misstrauen wie die Heldentaten, die der Volksempfänger verkündete, und immer, wenn sie gezwungen war, den deutschen Gruß anzuwenden, wurde sie von tiefer Abscheu ergriffen. Ihre Zweifel am Nationalsozialismus waren größer denn je, und ihre Gedanken wurden immer einsamer. Sie sprach immer weniger und wenn, dann nur noch leise und mit Bedacht. Was in ihrem Kopf vorging, durfte um keinen Preis nach außen dringen. Immerhin hatte sie ein Kind zu versorgen.

Der vertraute Geruch von Pfeifenrauch schlich sich in ihre Nase. Ohne den Blick von seiner Apothekerzeitschrift zu heben, paffte ihr Vater an dem Pfeifchen, das er sich gerade angezündet hatte. Einzig die Sorgenfalten auf seiner Stirn verrie-

ten, dass ihm nicht alles gefiel, was er in der Zeitung las. Zu viel Rassenforschung und Nazimedizin, vermutete Hannah. Wie sehr ihr Vater das alles verachtete, wusste sie schon lange. Jedoch wurden auch seine Worte von Jahr zu Jahr verhaltener. Immerzu schien er darauf zu achten, nicht das Falsche zu sagen, während sein Lächeln immer trauriger wurde. Daheim in seiner Apotheke sprach er einzig über Medizin und Krankheiten und allenfalls über das Wetter. Währenddessen wirbelte ihre Mutter durch die fünf Zimmer ihrer Wohnung, wies das Mädchen an, auch ja kein Staubkörnchen zu übersehen, und konzentrierte sich mit größtem Eifer auf die Küche und ihre Enkeltochter. Nur, um nicht über ihren gefallenen Sohn nachzudenken. Pauls ehemaliges Zimmer ähnelte bis heute einer Gedenkstätte, das niemand anderer nutzen durfte, ganz gleich, ob es im Rest der Wohnung allmählich zu eng wurde.

Hannah selbst pendelte zwischen alldem hin und her, half in der Apotheke aus, ging mit Kathrinen spazieren und las auf der Bank neben dem Spielplatz in den pharmazeutischen Lehrschriften – den Nazis zum Trotz, die nicht nur dafür verantwortlich waren, dass der Studienbereich schon vor Beginn des Krieges wieder geschlossen worden war, sondern die auch dafür gesorgt hatten, dass ihr Vater keine Zulassung für die Ausbildung von Lehrlingen bekam. Wilhelm Mertens mochte zwar von lückenloser, ach so arischer Abstammung sein und befand sich damit in der offiziellen Position, eine Apotheke führen zu dürfen. Doch sie wohnten auf dem Grindelberg, mitten im jüdischen Geschäftsviertel von Hamburg, und in den Augen der Nazis pflegten sie die falschen Kontakte. Zehn Jahre lang hatten sie miterleben müssen, wie ihre jüdischen Nachbarn und zugleich besten Freunde schikaniert, enteignet, in Judenhäusern eingepfercht und am Ende in den Osten *evakuiert* worden waren. In den letzten Jahren hatte es viele Momente gegeben, in denen es schwer gewesen war, nicht laut zu schreien und Protest zu üben.

Doch die ersten beiden Kontrollbesuche der Gestapo waren bedrohlich genug gewesen, um das Schweigen zu lernen, um nach außen den Schein zu wahren und sich nicht mehr als *Judenfreunde* zu zeigen. Dennoch blieb im Nazireich kaum etwas unbemerkt, und die Spatzen piffen von den Dächern, dass Wilhelm Mertens und seine Familie in den entscheidenden Momenten nicht applaudierten, sondern beschämt zu Boden sahen. Hannah wusste schon lange, dass das der wahre Grund dafür war, warum sie auch in einer anderen Apotheke keine Lehrstelle für ihr Vorexamen fand.

Nein, Hannah Riedel, geborene Mertens, Mutter der zweijährigen Katharina Riedel und Ehefrau des Obergefreiten Robert Riedel war vielleicht erst 21 Jahre alt, aber sie ließ sich nicht so leicht in die Irre führen. Der Krieg war eine menschengemachte Katastrophe von ungeheurem Ausmaß, und jeder, der behauptete, er würde eines Tages ein »erfolgreiches Ende« nehmen, log nicht nur sich und anderen etwas vor, er verleugnete auch, dass unzählige unschuldige Menschen im Krieg starben. Ganz gleich, wie sehr die wohlhabenden Bürger im schönen Hamburger Harvestehude ihren oberflächlichen Frieden pflegten, nichts konnte Hannah darüber hinwegtäuschen, dass sie sich im Krieg befanden. Und nichts konnte sie darüber hinwegtrösten, dass viele der neuen Geschäftsleute nur deshalb wohlhabend waren, weil sie sich am Besitz der enteigneten Juden bereichert hatten.

Selbst der Jahrhundertsommer mit seinen sonnigen Tagen und milden Nächten machte ihr nichts vor. Wenigstens hier, am Elbufer, zusammen mit Kathrinchen, Robert und ihren Eltern hätte sie gern von einer schöneren Zukunft geträumt. Doch nicht einmal das schien ihr zu gelingen.

»Kommt ihr Kuchen essen?«, rief ihre Mutter über den Strand. Etwas entfernt unter einem Sonnenschirm hatte sie eine Picknickdecke ausgebreitet und den Kuchen darauf angeordnet.

Hannah erhob sich und ging zu ihr, zeitgleich mit Kathrinchen, die kichernd durch den Sand tappte und »Kuchen essen« zurückrief. Robert kam langsam hinter ihr her, und erst aus der Nähe erkannte Hannah, dass die Hitze ihm sichtbar zu schaffen machte.

Seit einem Monat war er zurück in Hamburg, aber erst vor einer Woche war er aus dem Lazarett entlassen worden. Seitdem wohnte er mit Hannah und Kathrinchen in dem alten Kinderzimmer bei ihren Eltern. Schon vor ihrer Hochzeit war Robert in den Krieg eingezogen worden. Ihre Trauung hatte in seinem ersten Heimaturlaub stattgefunden, sehr spontan und vollkommen überhastet, nachdem sich herausgestellt hatte, dass Hannah schwanger war. Zwei Tage später musste er wieder an die Front, und seither hatten sie sich kaum noch gesehen. Einmal kurz nach Kathrinchens Geburt und danach erst wieder vor einem halben Jahr, als er schon einmal verletzt nach Hause gekommen war. Daher hatten sie noch nicht die Möglichkeit gehabt, sich eine eigene Wohnung zu suchen. Aber jetzt durfte er endgültig bleiben. Niemand konnte mit einer zertrümmerten Schulter schießen. Und da es der rechte Arm war, kam auch eine Schreibtischtätigkeit für ihn nicht in Betracht.

Als Hannah ihn zum ersten Mal im Lazarett besucht hatte, war eine unbeschreibliche Erleichterung über sie hergefallen. Ein Teil davon war noch immer da, während sie nun auf der Decke saßen und Kuchen aßen. Warme Dankbarkeit erfüllte sie, als Robert Kathrinchen auf seinen Schoß zog und begann, ihr ein Märchenbuch vorzulesen. Die Kleine kicherte und gackerte, wenn er seine Stimme verstellte, um wie ein Zwerg zu sprechen, und sie riss die Augen weit auf, als er die böse Stiefmutter imitierte. »No'mal«, verlangte sie, sobald er fertig war, und Hannah brauchte die ganze zweite Märchenlesung, um dem warmen Gefühl nachzuspüren, das durch sie hindurchsickerte, wenn sie den beiden zusah.

Endlich hatte sie eine richtige Familie. Von nun an könnte sie glücklich sein.

Den ganzen restlichen Nachmittag bemühte Robert sich darum, seiner Tochter das Wort »Papa« beizubringen. Immer wieder sprach sie es nach, ohne zu begreifen, was es bedeutete. Erst am späten Nachmittag, während sie ihre Sachen zusammenpackten, um zu gehen, zupfte sie Robert am Ärmel und sagte »Papa« zu ihm. In jenem Moment hob er den Kopf und schaute Hannah so glücklich an, wie sie ihn seit seinem Kriegseinsatz nicht mehr gesehen hatte.

Am Abend brachten sie Kathrinchen gemeinsam ins Bett. Zusammen saßen sie auf ihrer Bettkante, und Hannah überließ es Robert, Schneewittchen noch einmal vorzulesen. Ganz gleich jedoch, wie oft Kathrinchen es hörte, immer wieder rief sie »No'mal«, so lange, bis ihre Augen zufielen und ihr kleines Kindergesicht mit einem friedlichen Lächeln im Schlaf versank.

Robert streichelte mit der linken Hand über ihre blonden Löckchen, weiter über ihre Stirn bis zu ihrer Stupsnase. »Sie ist ein Wunder«, flüsterte er. Für eine ganze Weile vertiefte er sich in Kathrinchens Anblick, bis er sich zu Hannah umdrehte und sie traurig anlächelte. »Sie sieht aus wie du.« Damit hob er die Hand an Hannahs Gesicht, strich über ihre Wange und streifte durch ihre Locken.

Die Berührung kribbelte auf ihrer Haut. Viel zu selten hatten sie sich berührt, seitdem er zurück war. Nicht mehr als eine vorsichtige Umarmung am Anfang, hin und wieder eine Hand, die sich fragend zum anderen wagte. Doch meistens lag eine stille Fremde zwischen ihnen. Nur damals, im Spätsommer und Herbst vor Hannahs Abitur, in jener Zeit, in der Kathrinchen entstanden war, waren sie sich wirklich nah gewesen. Seitdem hatte der Krieg sie immer weiter auseinandergetrieben.

Als hätte sich der Gedanke auf Robert übertragen, zog er

die Hand zurück auf seinen Schoß. Mit einem Ruck stand er auf, ließ den Blick über den großen Kleiderschrank, über die Eichenkommode und den Sekretär streichen, auf dem Hannahs Lehrbücher lagen. An dem Ehebett, das seine Eltern ihnen zur Hochzeit geschenkt hatten, blieb er hängen – kurz bevor er sich wieder zu Hannah drehte. Seine Hand griff zur Brusttasche seines Hemdes, nestelte an der Zigarettenpackung und ließ sie dann stecken. »Lass uns ausgehen. Spazieren gehen. Nach draußen, an die Alster.«

Da war er wieder: der Krieg. Zusammen mit der sengenden Ostsonne hatte er sich in Roberts Gesicht gebrannt. Seine Haut schimmerte grau unter der dunklen Bräune, feine Schweißperlen glänzten auf seiner Stirn.

Sie hatten noch nicht darüber gesprochen, aber Hannah ahnte, was in ihm vorging. Das Stillsitzen am Abend fiel ihm schwer, das Ruhen und Nachdenken, die kreisenden Gedanken und Bilder. Er musste in Russland furchtbare Dinge gesehen haben.

Furchtbare Dinge getan haben ...

Hannah konnte ihn nicht danach fragen. »Natürlich«, antwortete sie. »Lass uns ausgehen!«

Sie verließen das Zimmer, lehnten die Tür an und sagten Hannahs Eltern Bescheid, die wie jeden Abend im roten Salon saßen. Ihre Mutter mit einer Stickarbeit auf dem Schoß und ihr Vater mit seiner Tageszeitung und der Pfeife, deren Rauch in Ringen über ihm aufstieg. »Geht ihr nur«, murmelte er über die Schlagzeilen hinweg. »Wir hüten euren Schatz wie unser eigenes Leben.« Damit hob er den Kopf und schenkte Hannah ein Lächeln. Müde Wärme schimmerte in seinen Augen.

Auch ihre Mutter lächelte, doch in ihrem Gesicht lag Sorge. Seit Pauls Tod war es ihr wichtig, ihre Liebsten in ihrer Nähe zu versammeln. »Aber bleibt nicht zu lange«, mahnte sie. »Bis die Luftwarnungen beginnen, seid ihr wieder zurück, ja?«

Luftwarnungen, Fliegeralarm ... fast jede Nacht heulten die

Sirenen. Sobald die Dunkelheit hereinbrach, kamen die englischen Militärflugzeuge vom Meer. Doch zumeist glitten die Bomberströme einfach nur über Hamburg hinweg. Überhaupt war es in diesem Sommer vergleichsweise ruhig geworden. Die meisten Ziele der Briten lagen im Ruhrgebiet: militärische Anlagen, Rüstungsindustrie, Munitionslager – hauptsächlich darauf hatten sie es abgesehen. In Hamburg hatte es bislang zwar nicht viele Angriffe gegeben, und diese hatten sich jedes Mal auf das Hafengebiet konzentriert, das weit genug vom Grindelviertel entfernt lag. Dennoch jagte jedes Flugzeuggeräusch und jedes Motorenbrummen Hannah Angst ein. Immerhin war es schon vorgekommen, dass sich einzelne Bomber in die Wohnviertel verirrt. Heute hingegen wollte sie keine Angst spüren. Wenigstens jetzt, einen Abend lang, wollte sie mit ihrem Mann den milden Sommerabend genießen, wollte durch die Straßen schlendern wie damals, als sie sich kennengelernt hatten. Die Sicht war klar, keine Gefahr also, dass Flieger versehentlich die Innenstadt bombardieren würden. Sie würden sich einfach vom Hafen fernhalten und nicht mehr sein als das: ein Paar, das endlich wieder zusammen war.

»Im Ruhrgebiet wurden vor Kurzem ganze Städte bombardiert«, fügte ihre Mutter hinzu. »Seid bitte vorsichtig und haltet euch in der Nähe von Luftschutzbunkern.«

Hannah nickte schnell. In solchen Situationen war es am besten, ihre Mutter zu beschwichtigen. »Natürlich, Mama. Wir passen auf.«

Ihre Mutter öffnete den Mund, um noch etwas zu sagen, doch ihr Vater brummte dazwischen: »Annemarie! Nun lass die beiden mal. Sie haben sich doch gerade erst wiederbekommen.«

»Nach meinem Dafürhalten ist Eimsbüttel sicher«, erklärte Robert. Für einen Moment war er wieder ganz der Alte, während er Hannah den gesunden Arm um die Schultern schob.

»Wir haben hier keine Industrie, und der Hafen ist weit genug entfernt. Außerdem besitzt Hamburg eine der besten Flaksicherungen in Deutschland. Achtzig Flak- und zweiundzwanzig Scheinwerferstellungen. Die Bomber hätten kaum eine Chance, bis hierher zu finden. Also machen Sie sich keine Sorgen, Frau Mer...«, er unterbrach sich selbst, setzte noch einmal an, weil er seine Schwiegermutter versehentlich gesiezt hatte, »... Annemarie.«

Das Lächeln ihrer Mutter wurde milder, fast schien es Hannah, als huschte ein roter Schimmer über ihre Wangen. »Ja, dann ...«, stammelte sie, »dann wünsche ich euch einen schönen Abend.«

Robert zog Hannah in den Flur. Während sie in ihre Sommersandalen schlüpfte, nahm er seinen Hut von der Garderobe und stülpte ihn über das mit Gel glatt gestrichene blonde Haar. Mit der Anzughose, dem weißen Hemd und seinem Hut sah er aus wie ein feiner Herr. Nur der verletzte Arm in der Schlinge ließ erahnen, dass er bis vor Kurzem ein Soldat in zerrissener Uniform gewesen war.

»Hast du deine Papiere dabei?« Hannah musste sichergehen.

Robert legte die Hand auf seine Hosentasche und nickte grimmig. Seine Entlassungspapiere und den Wehrpass mit seinem Wehruntauglichkeitsvermerk musste er immer bei sich tragen. Zu groß war die Gefahr, während einer Kontrolle als Deserteur verdächtigt zu werden.

Gemeinsam traten sie vor die Wohnungstür, aber Robert stieg nur langsam die drei Stockwerke des Mietshauses nach unten. Derweil sah er sich im Treppenhaus um, als hätte er noch nie stuckverzierte Decken und marmorvertäfelte Wände gesehen. Draußen vor der Tür blieb er stehen, zog ein Taschentuch hervor und tupfte sich über die Stirn.

Im sommerlichen Abendlicht konnte Hannah erkennen, dass sich die Schweißperlen auf sein ganzes Gesicht verteilten.

»Du hast Schmerzen«, stellte sie fest. »Soll ich dir was aus der Apotheke holen?«

Robert sah an ihr vorbei auf die grün gestrichene Apothekentür mit den geschnitzten Ornamenten und den bunten Butzenscheiben und auf die Stuckverzierung rund um das Ladenfenster. Erst im letzten Sommer hatten sie die gesamte Fassade streichen lassen, mitsamt den Erkern, den Loggias und den verspielten Türmchen neben dem Spitzgiebel. Ihr Vater hatte ein vornehmes Rot ausgesucht und die Fensterrahmen, Reliefs und Stuckverzierungen weiß absetzen lassen. Seitdem war sein Mietshaus eines der schönsten am Grindelberg. Vielleicht, um den Nazis zu zeigen, dass Wilhelm Mertens wirtschaftlich keinen Schaden genommen hatte. Oder um endgültig die Spuren zu vernichten, die der Kleber der *Judenfreunde*-Plakate auf ihren Wänden hinterlassen hatte. Oder um zwischen den anderen Läden Mimikry zu betreiben, nachdem die neuen Ladenbesitzer alles dafür getan hatten, die ehemals jüdischen Geschäfte in etwas Urdeutsches zu verwandeln.

Die größtmögliche Tarnung, zu der sich ihr Vater durchgegangen hatte, war der Werbespruch, der seit letztem Jahr in geschwungenen Lettern unter ihrem Apothekennamen prangte: *Mertens-Apotheke, Deutsche Medizin für deutsche Volksgenossen*.

Damit und mit dem Hitlerrot an seiner Hausfassade hatte ihr Vater wohl alles Menschenmögliche getan, um die Nazibedrohung von seiner Familie abzuwenden.

Hastig und ohne auf Roberts Schweigen zu achten, schloss Hannah die Apothekentür auf, lief in den Ladenraum und knipste hinter dem Tresen die Arbeitslampe an. Nur aus den Augenwinkeln konnte sie sehen, dass Robert ihr folgte. »Wie stark sind deine Schmerzen?«

Er räusperte sich verlegen. »Abends sind sie am stärksten.«

Sie hob den Kopf, gerade rechtzeitig, um zu bemerken, wie sein Blick den verschlossenen Schrank mit dem Morphinum

streifte. »Komm bloß nicht auf die Idee, dass ich dir davon etwas geben dürfte.«

Robert schaute sofort nach unten. »Nein, natürlich nicht.«

Hannah ließ ihren Finger über das Pyramidon-Döschen, die hellblaue Novalgin-Packung und das Aspirin-Gläschen gleiten. »Novalgin ist das Stärkste, was ich dir verabreichen darf, ohne in Teufelsküche zu geraten.« Sie wählte eine angebrochene Ampulle, stellte ein kleines Glas Wasser bereit und zählte 35 Tropfen von dem Schmerzmittel hinein, etwas weniger als die Höchstdosis. »Wenn das nicht ausreicht, könntest du vor dem Schlafengehen noch eine Tablette Luminal nehmen«, erklärte sie, während Robert die Medizin trank. »Das ist ein Schlafmittel, aber es verstärkt auch die schmerzsenkende Wirkung. Allerdings müssten wir dazu meinen Vater fragen. Ich bin hier nur die unausgebildete Aushilfskraft.« Hannah schenkte ihm ein vorsichtiges Lächeln.

»Danke.« Er stellte das Glas zurück auf den Tresen. »Es wird schon gehen.«

Hannah räumte die Ampulle wieder in die Schublade, spülte das benutzte Glas und stellte es zurück in den Schrank. Gemeinsam gingen sie nach draußen. Sobald sie die Tür abgeschlossen hatte, fing sie an zu erzählen, was sie gerade erst in einem Artikel gelesen hatte: »Metamizol, also der Wirkstoff von Novalgin, ist ein Pyrazolon-Derivat, genauso wie Aminophenazon, der Wirkstoff von Pyramidon. Aber es wurde erst 1922 auf dem Markt eingeführt und ist im Vergleich zu Pyramidon ein echter Fortschritt, weil es wasserlöslich ist.« Sie redete sich in Begeisterung, drehte sich wieder zu Robert um und ging neben ihm den Bürgersteig entlang. »Deshalb kann man es auch intravenös verabreichen, und manche behaupten, dass es dem Morphin in seiner Wirkung schon sehr nah kommt, nur ohne das Suchtpotenzial.« Hannah verstummte. Erst jetzt fiel ihr auf, dass Robert abwesend vor sich hin starrte. »Entschuldige, das interessiert dich gar nicht, oder?«

»Wie bitte?« Mit leichter Verzögerung schaute er zu ihr.

Sie verzog das Gesicht. »Die Vorzüge von Novalgin gegenüber Pyramidon, mein Pharmazeuten-Chinesisch.«

»Nein«, gestand er. »Ich verstehe nicht viel davon. Sei mir nicht böse.« Ein schiefes Schmunzeln legte sich um seinen Mund, nur noch eine schwache Spur von dem lustigen Robert, den sie vor drei Jahren kennengelernt hatte. Früher hatte er immer einen Scherz gewusst, hatte zu allem eine schlagfertige Bemerkung gefunden und so lustige Anekdoten erzählt, dass ihm die Mädchen lachend zu Füßen gelegen hatten. Jetzt tat er nichts mehr davon, und Hannah konnte nur vermuten, dass seine Fronterfahrung keine lustigen Anekdoten hergab. Dinge, die nicht lustig waren, schien er lieber gar nicht zu erzählen. Seitdem er zurück war, musste sie jedes einzelne Wort mühsam aus ihm hervorlocken. Bis jetzt wusste sie noch nicht einmal, auf welche Weise er verletzt worden war. Seit Tagen wand sie sich darum herum, ihn einfach zu fragen.

Eine bessere Gelegenheit als jetzt würde sie nicht finden. »Wie ist das mit deiner Schulter passiert?«

Roberts Blick irrte in ihre Richtung, sprang gleich darauf zu Boden. Mit einer fahrigen Bewegung fingerte er die Zigarettenpackung aus seiner Brusttasche. »Granatsplitter.« Mit dem Mund zog er eine Zigarette aus der Öffnung. Für einen endlosen Moment klemmte der Glimmstängel zwischen seinen Lippen, während er mit einer Hand ein Streichholz hervorkramte, an einer Hauswand stehen blieb und den Zündkopf daran entlangstrich. Es war ein mühsames Unterfangen, und plötzlich kam Hannah sich herzlos vor, weil sie ihrem einarmigen Ehemann die Zigarette nicht einfach anzündete. Aber sie wollte es nicht. Sie hasste den kratzigen Rauch in ihrem Hals und das Husten, das sich nicht unterdrücken ließ. Robert konnte froh sein, dass sie ihm den Vortrag ersparte, der mit jeder Zigarette durch ihre Gedanken huschte. Sie könnte ihm von den älteren Patienten erzählen, die mit chro-

nischem Husten in ihrer Apotheke standen und um mildern-
de Medikamente baten, oder ihm von den Rauchern berich-
ten, die weit vor ihrer Zeit starben, wenn auch meistens erst
nach langer Quälerei und grausigen Lungen- und Tumorlei-
den.

Tatsächlich hatten erste Studien einen Zusammenhang zwi-
schen Rauchen und Krebserkrankungen festgestellt, und
selbst wenn diese These noch nicht abschließend bewiesen
werden konnte, war Hannah überzeugt davon, dass die Qual-
merei der Grund sein musste, warum Frauen älter wurden als
ihre rauchenden Männer.

Aber wie könnte sie ihrem verletzten Mann einen solchen
Vortrag halten, nachdem er gerade erst den Ostfeldzug über-
lebt hatte? Vor dem Krieg hatte er noch nicht geraucht. Ver-
mutlich war es die einzige Möglichkeit, um sich im Angesicht
des Todes wenigstens ein bisschen zu beruhigen.

Allzu gern wollte Hannah ihm helfen, wollte ihm einen Teil
der Last von den Schultern nehmen. Dafür müsste er jedoch
erzählen, was er erlebt hatte. Sie versuchte es noch einmal:
»Wie ist es an der Front? Ich habe keine Vorstellung davon.«

Robert nahm einen langen Zug von der Zigarette. Das Ge-
räusch, mit dem er den Qualm in die Luft blies, klang nervös.
»Es ist schlimm. Sehr schlimm.« Er pflückte einen Tabakfus-
sel von seiner Zunge und schnipste ihn auf den Bürgersteig.
»Wenn du keine Vorstellung davon hast, sei froh.«

Hannah unterdrückte ein Seufzen. Vielleicht sollte sie sich
an den Gedanken gewöhnen, dass er seine Erfahrungen nicht
mit ihr teilen würde. Ihr Blick schweifte die Straße entlang
über die vierstöckigen Wohn- und Geschäftshäuser, die sich
mit ihren verspielten Gründerzeitfassaden aneinander-
schmiegen. Schmale Türmchen und aufwendige Stuckverzie-
rungen buhlten um Aufmerksamkeit und verrieten die ro-
mantische Ader früherer Architekten. Auf den ersten Blick
sah das Grindelviertel noch immer so aus wie in ihrer Kind-

heit. Neben ihnen rumpelte eine Kutsche über das Kopfsteinpflaster, und das Trappeln der Pferde vermischte sich mit dem Bimmeln der Straßenbahn. Autos fuhren heute fast genauso selten wie damals, da das Benzin aufgrund des Krieges rationiert wurde.

In diesem Moment rasten drei Hitlerjungen auf ihren Fahrrädern an ihnen vorbei und schnitten die Kutschpferde so knapp, dass die Tiere scheuten. Kurz darauf verschwanden die Knaben nach links in die Hansastraße, in der die Schule lag, auf die Hannah bis vor gut zwei Jahren gegangen war. Während ihrer Kindheit hatte die Straße noch Helene-Lange-Straße geheißen, ebenso wie die Mädchenschule, an der sie ihr Abitur gemacht hatte. Aber Frauenrechtlerinnen waren den Nazis nicht das richtige Vorbild für die Jugend, also hatten sie Straße und Schule umbenannt.

Hannah konnte nichts gegen das Seufzen tun, das aus ihrem Mund entwich. Früher hatte sie dieses Viertel geliebt: das bunte Leben zwischen den jüdischen und deutschen Geschäften, die Spiele mit den anderen Kindern. Wie eine große Geschwisterschar waren sie gewesen, wenn sie zwischen den Geschäften ihrer Eltern umhertobten oder hinten in den Höfen Verstecken spielten. Abstecher in die Läden und Restaurants hatten sich gelohnt, weil sich immer jemand fand, der ihnen Äpfel oder Bonbons zusteckte, manchmal sogar ein Stück Torte weiter unten im *Schloß-Kaffee*.

Inzwischen war kaum noch etwas von damals übrig. Nur die *reinblütig deutschen* Familiengeschäfte hatten die letzten Jahre unbeschadet überstanden. In allen anderen Läden hatten die Besitzer gewechselt. Direkt nach der Enteignung der jüdischen Inhaber waren die Naziemporkömmlinge herangeströmt, hatten die Häuser mitsamt ihrem Inventar und den Läden günstig ersteigert und sich auf dem Grindelberg ausgebreitet wie stechende Blutsauger. Mit Rückendeckung der Obrigkeit hatten sich die neuen Bewohner ins gemachte Nest ge-

setzt und dafür gesorgt, dass die alten jedes Wort genau abwägen mussten, um nicht als Judenfreund denunziert zu werden.

Der familiäre und tolerante Tonfall früherer Nachbargespräche war in beißendes Misstrauen umgeschlagen. Selbst das Spiel der Kinder und die Gedanken der Jugendlichen wurden in der Hitlerjugend darauf abgerichtet, etwaige *Volksfeinde* sofort zu erkennen. Manchmal kam es Hannah so vor, als wäre sie die Einzige, an der die neuere Entwicklung der Jugend vorbeigegangen war. All ihre Freunde schienen sich angepasst zu haben. Vielleicht täuschte sie sich auch, vielleicht lag es nur daran, dass es zu gefährlich war, mit Freunden und Bekannten über solche Themen zu reden. Nicht einmal mit Robert konnte sie ein offenes Gespräch führen. Nicht einmal bei ihm konnte sie sicher sein, auf welcher Seite er stand. Er wäre nicht der erste Ehemann, der seine Frau verriet.

Während sie vom Grindelberg nach rechts in die Werderstraße einbogen, spürte sie wieder die Fremde, die zwischen ihnen schwebte, als würden sie zu dritt spazieren gehen. Robert lief auf ihrer rechten Seite, mit der gesunden Hand in ihrer Mitte. Sie könnten sich aneinander festhalten, wenn sie wollten. Aber sie taten es nicht, auch nicht, nachdem er den verglühten Zigarettenstummel weggeworfen und ihn mit der Schuhsohle ausgetreten hatte.

Das warme Glück dieses Sommertages bekam einen Sprung, wie eine zarte Verästelung aus Rissen, die sich durch die schöne Oberfläche ihrer jungen Familie zog. Oder war dieser Sprung schon immer da gewesen? Hatte ihre Erleichterung über Roberts Rückkehr nur für kurze Zeit über das hinwegtäuscht, was zwischen ihnen nicht stimmte? Denn wenn sie ehrlich war, war der Gedanke nicht neu: Womöglich war es ein Fehler gewesen, Robert zu heiraten. Viel zu schnell war das mit Kathrinchen passiert. Und wenn sie jetzt darüber nachdachte, wurde ihr klar, wie wenig sie sich gekannt hatten. Der lachende, strahlende Robert hatte sie mit seiner Leichtig-

keit beeindruckt. Genauso wie sich jedes junge Mädchen von einem charmanten Witzemacher beeindrucken ließ. Sie war stolz gewesen, weil er von allen, die er hätte haben können, ausgerechnet sie umgarnt hatte.

Inzwischen war ihr klar geworden, dass er sie nur deshalb ausgesucht hatte, weil sie hübsch war und blonde Engelslöckchen besaß. In ihrem Inneren passten sie nicht zueinander – und wenn es Kathrinchen nicht gäbe, würden sie sich wohl höchstens noch auf der Straße grüßen.

»Wenn ich im Unternehmen meines Vaters angefangen habe, sollten wir uns eine eigene Wohnung nehmen.« Robert ging langsamer und wies auf die Häuser, die neben ihnen aufragten. Abseits der Einkaufsstraße befanden sich ausschließlich Wohnungen darin, wenn sie auch noch immer genauso groß und in der gleichen Weise mit Zierleisten, Ornamenten und Rundbogen geschmückt waren wie die Geschäftshäuser auf dem Grindelberg. Nur vereinzelt standen neuere Jugendstilgebäude dazwischen, deren Pracht nicht mehr ganz so verspielt wirkte.

Hannahs Blick fiel auf die Schlinge, in der Roberts verletzter Arm versteckt lag. Wieder wurde ihr klar, welch unfassbares Glück er hatte. Nicht nur, dass er aus dem Krieg zurückgekehrt war – jedem anderen böte sich mit einer solchen Verletzung kaum noch eine Berufsperspektive. Vermutlich würde er seinen rechten Arm nie wieder benutzen können, wenn er Pech hatte, noch nicht einmal zum Schreiben. Aber sein Vater handelte mit Kaffee, Tee und Kakao und besaß ein riesiges Lagerhaus in der Speicherstadt. In seiner Jugend hatte er klein angefangen, aber die Jahre unter den Nazis hatten es ihm ermöglicht, sein Unternehmen um ein Vielfaches zu vergrößern. Hannah wusste nicht, wie viele jüdische Konkurrenzunternehmen von ihm aufgekauft worden waren – in jedem Fall waren es genug, um von der kleinen Villa an der Parkallee in eine große Villa an der Alster zu ziehen.

Auch Letztere hatte vermutlich einem Juden gehört.

Nein, Robert Riedel musste auch mit einem invaliden rechten Arm nicht um seinen Lebensunterhalt fürchten. Um in dem Unternehmen seines Vaters eine gute Figur zu machen, musste er nur gut reden können, gern reisen und als i-Tüpfelchen seinen verlorenen Charme wiederfinden.

»Mein Vater hat schon angedeutet, dass er uns eine Reihenvilla spendieren möchte.« Plötzlich war sein Lächeln wieder da, ein kurzes Strahlen, das sein Gesicht zum Leuchten brachte.

Wenn Robert sie früher so angesehen hatte, war ihr Puls zuverlässig in Aufruhr geraten. Doch heute wartete Hannah vergeblich auf diese Reaktion. Tatsächlich war da nichts, nur die Erkenntnis, dass sein Lächeln nicht mehr bis in seine Augen vordrang. In seinen Pupillen lag noch der gleiche einsame Schmerz wie vorher.

»Was ist?« Sein Lächeln zerfiel. »Eine richtige, kleine Villa, nur für uns. Mit einem Garten nach hinten, für unser Kathrinchen und ihre kleinen Geschwister. Freust du dich nicht?«

Wenn sie in dieser Zeit eine Villa fanden, die leer stand, dann war es sicher ebenfalls eine, die sie einem jüdischen Vorbesitzer stehlen würden.

»Wir können uns auch ein Dienstmädchen leisten, wenn es das ist.« Ein bettelnder Unterton setzte sich in seine Stimme. »Komm mit. Ich zeig dir was.« Jetzt nahm er sie doch an die Hand, zog sie nach links in die Hochallee. Vor einer kleinen Reihenvilla mit barock geschweiftem Giebel, Rundbogenfenstern und winzigen Butzenscheiben in den Oberlichtern blieb er stehen. »Dieses hier.« Wieder huschte ein Lächeln über sein Gesicht.

Das Haus war schön. Dennoch zog sich Hannahs Magen zusammen. »Ich bin mir nicht sicher«, flüsterte sie. »Das kommt so plötzlich.«

Roberts Lächeln verschwand. »Du willst doch nicht ernsthaft bei deinen Eltern im Kinderzimmer bleiben?« Mit einem

Mal klang er ärgerlich. »Und dann noch zusammen mit mir. Wir drei, eingepfercht auf wenigen Quadratmetern. Deine Mutter lässt ja nicht einmal zu, dass wir das Zimmer deines Bruders nutzen dürfen, während hier«, er streckte den Arm in Richtung des Hauses, »eine Villa auf uns wartet.«

Hannah biss sich auf die Wangen. Ihre Eltern würden todtraurig sein, wenn sie zusammen mit Kathrinchen auszog.

»Was genau habe ich falsch gemacht? Warum zeigst du mir die kalte Schulter?« Die Falten auf Roberts Stirn drückten zugleich Wut und Hilflosigkeit aus. »Ist es, weil du dir dein Leben anders vorgestellt hast? Weil du eine unabhängige Frau werden wolltest, die studiert und sich bildet, als wäre sie ein Mann? Und weil du jetzt doch nur mit unserem Kind zu Hause hockst und Mutter bist?« Er redete sich in Rage, die Muskeln an seinen Wangen zuckten. »Für das Problem wüsste ich eine Lösung: Wenn du unbedingt arbeiten willst, kannst du meine Sekretärin werden. Ich brauche eine Schreibkraft, um meine Geschäfte zu führen.«

Eine Schreibkraft? Hannah konnte nichts gegen das Schnauben tun, das durch ihre Nase entwich. Die Wut kochte so plötzlich in ihr hoch, als hätte sie schon lange auf der Lauer gelegen. »Deine Sekretärin?«, blaffte sie. »Du hast rein gar nichts begriffen, wenn du das ernst meinst! Ich wollte Apothekerin werden! Ich kann dir sämtliche Wirkstoffgruppen und ihre Geschichte rauf und runter beten. Ich kenne die meisten Nebenwirkungen auswendig und könnte den Patienten so manche Diagnose selbst stellen. Du glaubst doch nicht im Ernst, dass ich deine Schreibkraft werden will?!«

Robert wich vor ihr zurück. Enttäuschung erschien in seinem Gesicht. Seine Stimme klang schwach, als er den nächsten Vorschlag machte: »Wir könnten den Handel auf Pharmazeutika erweitern. In den letzten Jahren sind manche Handelszweige dünn besetzt. Vielleicht finden wir eine Marktlücke.«

Hannah begriff sofort, was er nur andeutete: »Du willst also von den Lücken im Handelsnetz profitieren, die durch die Evakuierung der Juden entstanden sind? Noch mehr profitieren, als du es eh schon tust? Ausgerechnet mir zuliebe?«

Die sogenannte Evakuierung hatte ihre beste Freundin fortgerissen, und er müsste das wissen. Auch wenn sie niemals offen über ihre Einstellung zu den Juden geredet hatten – dass ihre Nachbarin Klara, Kindheitsgefährtin und beste Freundin, eine Jüdin war, war ihm bekannt.

Robert hob seine unverletzte Hand, gerade so, als wolle er sie abwehren. »Lass uns nicht streiten, Hannah.« Er klang müde. »Es geht mir nicht gut. Ich dachte, es wäre eine schöne Idee, nach alldem unsere Zukunft zu planen.«

Hannah hielt den Atem an. Sie schaute noch einmal zu der kleinen Reihenvilla. Von innen waren Vorhänge vor die Fenster gezogen. Plötzlich tat Robert ihr leid, wie er den Kopf senkte und mit hängenden Schultern dastand. Sie wusste, dass er sie nie ganz verstehen würde. Tatsächlich würde sie auf keinen Fall in ein Haus ziehen, das den Juden gestohlen worden war. Doch für heute hatten sie genug gestritten. Er hatte den Vorschlag fürsorglich gemeint, und sie konnte wenigstens so tun, als dächte sie darüber nach. »Also gut«, flüsterte sie. »Ich überlege es mir.«

Robert setzte sich wieder in Bewegung, ließ die Villa hinter sich und schaute weiter zu Boden. »Das mit Klara«, murmelte er. »Das tut mir leid. Ich weiß, dass sie deine beste Freundin war.«

Klaras Erwähnung stach in Hannahs Herz. Ihre beste Freundin war immer so optimistisch gewesen. Ihre ganze Familie hatte immer an das Gute im Menschen geglaubt.

»So schlimm wird es schon nicht werden«, hatte ihr Vater gesagt, als Hitler 1933 die Macht übernommen hatte.

»Von jetzt an wird alles besser«, hatte Klara behauptet, als ihr Vater sie von der Hansa-Oberrealschule genommen hatte,

auf die sie zusammen mit Hannah gegangen war. Immerhin hatte sie einen Platz auf der israelitischen Töchterchule bekommen, und auch Hannah war erleichtert gewesen, weil ihre Lehrer nun endlich nicht mehr ihre beste Freundin nach vorn riefen, um die »äußeren Merkmale der Juden« besser erklären zu können. Seitdem der neue Direktor ihre Schule übernommen hatte, war es unerträglich geworden, ihre Freundin so leiden zu sehen. »Es sieht schlimmer aus, als es ist.« Mit diesen Worten hatte Klara 1938 in den Trümmern ihres Ladens gestanden, kurz bevor ihr Vater sein Geschäft gänzlich verloren hatte. Danach hatte sie ihren Lieblingssatz nur noch auf Hannah angewendet: »So schlimm wird es schon nicht werden«, war ihre Meinung zu Hannahs ungeplanter Schwangerschaft, ausgerechnet ein gutes halbes Jahr vor ihrem Abitur. »Ich werde dir helfen, dann bekommen wir das schon hin.« Damit hatte Klara sie in den Arm genommen und ihr die Tränen abgewischt.

So weit war es jedoch nicht mehr gekommen. Nur vier Monate nach Kathrinchens Geburt, Ende Oktober 1941, hatte Klara den Deportationsbefehl erhalten. Seitdem hatte Hannah nichts mehr von ihr gehört.

So lange schon brannte diese eine Frage in ihrem Magen. Auch jetzt, inmitten der Hochallee zwischen den prächtigen Reihenvillen, drängte sie sich in den Vordergrund – und zum ersten Mal konnte Hannah sie nicht länger zurückhalten. »Als du im Osten warst, bist du ihnen dort begegnet? Weißt du, was mit den Juden passiert ist?«

Robert fuhr zu ihr herum. Nackter Schrecken lag in seinem Blick, nur ganz kurz, ehe er fahrig den Kopf schüttelte und ein weiteres Mal die Zigarettenschmuckdose hervorholte. »Der Osten ist sehr weitläufig, weißt du.« Wieder zog er eine Zigarette mit dem Mund aus der Packung, nahm sie zwischen die Finger, um besser sprechen zu können. »Vielleicht sollten wir ins Kino gehen. Ich glaube, einen längeren Spaziergang halte ich nicht durch.«

Hannah bemerkte den frischen Schweiß in seinem Gesicht. Selbst die Haut in seinem Nacken glänzte vor Nässe. Aber waren es die Schmerzen, die er nicht mehr aushielt? Oder ihre Fragen? Oder beides zusammen?

In jedem Fall kam es ihr falsch vor, ihn noch weiter zu quälen. »In Ordnung«, murmelte sie und schlug an seiner Seite den Weg zur Grindelallee ein. Wenn sie nicht zu spät kommen wollten, mussten sie sich sputen. So schnell, wie Robert gehen konnte, eilten sie die Hochallee hinunter, überquerten die Ostmarkstraße und liefen weiter den Grindelhof entlang. Auf dem Bornplatz fiel Hannahs Blick auf den neu errichteten Hochbunker, genau dorthin, wo bis zu ihrer Zerstörung 1938 die Synagoge gestanden hatte. Aber Hannah wollte nicht länger darüber nachdenken, nicht jetzt, nicht heute.

Sie erreichten die Thalia-Lichtspiele gerade noch rechtzeitig, um zwei Karten für die Abendvorstellung von *Münchhausen* zu ergattern. Die *Wochenschau* hatte längst begonnen, als sie sich durch den dunklen Kinosaal auf ihre Plätze schoben. Ganz gleich jedoch, was sie in der *Wochenschau* erzählten, und ganz gleich, wie lustig und märchenhaft der Film auch war, Hannah fiel es schwer, sich darauf zu konzentrieren. Immer wieder schweiften ihre Gedanken zurück zu ihrem Spaziergang und dem Streit mit Robert. Um keinen Preis konnte sie in der enteigneten Reihenvilla wohnen. Dennoch hatte er nicht unrecht. In dem Zimmer bei ihren Eltern war es zu klein für sie drei. Sie sollten sich tatsächlich etwas Eigenes suchen. Nur diese eine Bedingung musste sie stellen: kein Haus, das einem Juden gehört hatte.

Als die Vorstellung dem Ende entgegenging, war sie fest entschlossen, sich mit Robert zu versöhnen und ihm den Kompromiss vorzuschlagen. »Wie geht es deiner Schulter?«, fragte sie, als der Vorhang vor die Leinwand fiel und die Zuschauer sich erhoben.

»Es ist schon besser.« Ein mattes Lächeln schimmerte auf

seinem Gesicht. »Dein Schmerzmittel hat geholfen.« Etwas schwerfällig stand er auf und setzte sich den Hut zurück auf den Kopf.

»Was ich dir noch sagen wollte ...«, begann Hannah, »du hast recht. Wir können nicht alle zusammen bei meinen Eltern wohnen.«

Sein Lächeln veränderte sich, changierte zwischen Überraschung und Erleichterung. Er öffnete den Mund, um etwas zu entgegnen, aber Hannah war noch nicht fertig. »Allerdings fühle ich mich unwohl, wenn wir ...«

Genau in dem Moment drang das Heulen der Sirenen von draußen herein, das jaulende Auf und Ab des Fliegeralarms.

Hannah spürte, wie das Blut aus ihren Adern wich. »Kathrinchen! Wir müssen nach Hause.«

Auch in Roberts Gesicht zeichnete sich bleicher Schrecken, doch sofort fasste er sich wieder. »Die Flak wird das richten. Die kommen gar nicht bis hierher.«

»Bitte bleiben Sie ruhig«, rief der Vorführer in das Publikum. »Wir kennen das doch schon. Verlassen Sie geordnet den Saal und begeben Sie sich in einen Bunker oder Luftschutzraum.«

Trotz aller Ermahnungen drängelten sich die Kinobesucher zum Ausgang. Manche riefen die Namen ihrer Freunde durch den Saal, andere raunten Anweisungen und Ratschläge.

»In den Keller!«, kommandierte ein Mann knapp vor ihnen. »Das geht am schnellsten.«

»Nein, zum Bunker am Bornplatz!«, entgegnete die Frau neben ihm. »Da sind wir sicherer.«

»Ach was. Das ist doch ohnehin wieder nur Fehlalarm«, vermutete eine andere Frau. »Die fliegen an uns vorbei.«

Hannah versuchte, sich ebenfalls zu beruhigen. Fast jeden Abend gab es Luftwarnungen und Fliegeralarm, aber in diesem Jahr hatte es überhaupt erst einen Angriff gegeben, der

nennenswert war. Und der war schon Monate her. Warum sollte es ausgerechnet heute anders sein? Nur weil sie nicht zu Hause war, fühlte es sich bedrohlicher an. Sie bemühte sich, in Roberts Nähe zu bleiben, während die Menschenmenge sie Richtung Eingang drückte. Doch immer wieder drängten sich andere zwischen sie. Robert fiel hinter ihr zurück, und Hannah wurde zu sehr geschoben, um sich umzudrehen. Jetzt musste sie ebenfalls rufen, um ihn zu erreichen. »Wohin?«, schrie sie. »Robert? Wohin?«

Falls er antwortete, hörte sie ihn nicht. Sie wollte sich noch einmal umdrehen, aber die Menschen schoben sie durch die Tür in den winzigen Vorraum. Hier gab es nur das Kassenhäuschen und die Tür zum zweiten Kinosaal. Auch von dort kam ein Strom fremder Menschen. Manche machten Anstalten zu rennen, andere hielten sie fest, damit keine Panik ausbrach.

»Robert?« Hannah schrie, die Menschen drängelten. Es war unmöglich, sich umzudrehen. Wenn sie es täte, würde sie rückwärts weitergedrückt, würde hinfallen und von den fliehenden Zuschauern überrannt werden. Sie musste zuerst nach draußen. Dort würde sie auf Robert warten.

Im nächsten Augenblick stand sie im Freien. Die Sirenen heulten, die Scheinwerfer der Flak rasten über den Himmel, suchten nach Flugzeugen und reflektierten an Millionen von flirrenden Punkten, die von oben herabrieselten. Was war das? Das waren keine Flugzeuge. Das war etwas anderes, Kleineres. Spätestens bei diesem Anblick ahnte Hannah, dass es heute Abend ernst wurde. »Robert!?« Wieder schrie sie, trat an der Hauswand zu Seite und konnte sich zum ersten Mal umdrehen. Doch so viele Menschen strömten aus dem Kino, dass sie nicht erkennen konnte, ob Robert dabei war. Genauso gut könnte er längst an ihr vorbeigerannt sein – oder noch hinten im Saal warten, bis die Drängler draußen waren. Ja, so musste es sein. Mit seiner verletzten Schulter wollte er

sich bestimmt nicht in der Menschenmasse umherschubsen lassen.

Hannahs Herz raste, während sie sich dichter an die Hauswand presste. Unzählige Menschen rannten über die Straße, verließen panisch Hauseingänge, trugen Koffer in den Händen oder kleine Kinder auf den Armen. Überhaupt war die Straße voller Kinder, größere, die vorausliefen, und kleinere, die von ihren Müttern mitgezogen wurden. Die meisten eilten zum Hochbunker am Bornplatz.

Kathrinchen! Wenn sie jetzt losliefe, könnte sie es vielleicht noch bis zu ihrem Haus am Grindelberg schaffen und dort mit ihrer Familie in den provisorischen Luftschuttkeller fliehen. Doch was war mit Robert? Sie durfte ihn nicht allein lassen. Sonst würde er sie hier draußen suchen und sich selbst nicht rechtzeitig in Sicherheit bringen.

Der Menschenstrom aus dem Kino riss ab. Nur vereinzelt kamen noch Leute heraus. Hannah hetzte zurück zur Tür, durch den Vorraum in den Kinosaal. Dort wurde sie von dem Vorführer abgefangen. »Wohin willst du, Mädchen?«

»Zu meinem Mann!« Sie schrie lauter als beabsichtigt, hörte die Hysterie in ihrer Stimme.

»Da ist niemand mehr. Er wird längst draußen sein, dein Mann.« Der Vorführer hielt sie an der Schulter. »Komm mit, Mädchen. Wir müssen in den Bunker.«

Im Vorraum trat die dicke Kassierererin von einem Bein aufs andere. »Los! Schnell!« Sie schob sich vor zum Eingang.

Hannah wollte an ihr vorbeilaufen, nach rechts, die Grindelallee hinauf, bis sie in den Grindelberg übergang. Wenn Robert nicht mehr hier war, musste er längst auf dem Weg dorthin sein, zu Kathrinchen.

Warum war sie nicht sofort losgerannt? Warum hatte sie nur gewartet?

Sie musste sich an der Kassierererin vorbeidrängen, um nach draußen zu gelangen. Im gleichen Moment hörte sie die ersten

Detonationen. Von links aus rückten sie näher. Hannah zögerte, blieb stehen und schaute den Berg hinauf. Sie würde es nicht mehr schaffen. Zu schnell kamen die Flugzeuge näher.

»Mädchen, komm!« Die Kassiererin fasste ihre Hand, zog sie mit sich nach links und wuchtete ihren massigen Körper erstaunlich schnell voran.

Hannah gab den Widerstand auf, ließ sich zum Bunker am Bornplatz führen, während die Bomber auf sie zudröhnten. Eine Detonation folgte auf die nächste, die Luft war erfüllt von knisternden Metallstreifen, die auf die Straße niederflatterten.

In der Tür zum Bunker stand jemand und winkte sie heran. »Schnell! Wir müssen schließen.«

Dann waren sie in der schützenden Dunkelheit, die Kassiererin, der Vorführer und Hannah. Vor ihnen im Bunker wisperte das Murmeln unzähliger Menschen. Die schwere Stahltür rastete hinter ihnen ein, gerade rechtzeitig, ehe die Bomber über Rotherbaum hinwegdonnerten, kurz bevor die erste Detonation den Bunker erschütterte.

Kinder heulten auf, Erwachsene stießen gedämpfte Schreie aus. Erst jetzt bemerkte Hannah, wie voll es war. Dicht an dicht saßen die Menschen beieinander. Nicht die Hausgemeinschaft eines einzelnen Mietshauses, sondern unzählige Fremde, die auf wenigen Habseligkeiten hockten und ihre Kinder im Arm hielten. Das Licht der schummerigen Notbeleuchtung ließ ihre Gesichter matt und fahl erscheinen.

Nur Hannah blieb mitten zwischen ihnen stehen. Ihr Kind war nicht hier. Ihr Mann war nicht hier. Ihre Eltern waren nicht hier. Sie alle saßen oben auf dem Berg in ihrem Luftschutzkeller unter dem Haus und machten sich Sorgen, weil Hannah nicht gekommen war.

Oder war Robert auch hierhergelaufen? In den Hochbunker? Er lag näher als der Grindelberg. Warum also nicht?

Hannah sah sich um, suchte zwischen den Fremden nach seinem Gesicht. Immer wieder fuhr ihr Blick die Reihen der

Menschen ab. Doch in diesem Raum war er nicht. Vielleicht in einem anderen? Der Hochbunker besaß verschiedene Schutzräume.

Sie wollte umdrehen und woanders suchen, hob das Bein, um über einen Koffer zu steigen. Ein mächtiges Donnern erschütterte den Boden. Augenblicklich strauchelte sie und fiel, stürzte halb über den Koffer und halb über den Schoß eines Fremden. Dann stand der Bunker wieder still. Nur der Putz rieselte noch von der Decke. Die Frau neben dem Fremden rückte zur Seite und zog Hannah auf den frei gewordenen Platz.

Weitere Detonationen folgten, ganz dicht um sie herum, dann die Grindelallee hinauf. Hannah konnte die Richtung hören. Jetzt mussten sie am Grindelberg sein. Sie wollte aufspringen und zum Ausgang laufen, wollte nach draußen und durch die Straßen zu ihrer Tochter rennen. Aber der Fremde hielt sie fest und drückte sie an der Schulter nach unten. »Bleib sitzen, Mädchen.« Plötzlich war sein Gesicht dicht vor ihr, sie roch den Schweiß auf seiner Haut und sah die Angst in seinen Augen. »Du hilfst ihnen nicht, indem du dich umbringst«, murmelte er, als hätte er ihre Sorgen erraten.

Er hatte recht. Ihre Eltern waren mit Kathrinchen in den Luftschutzkeller gegangen. Ihnen würde nichts passieren. Hannah musste nur ruhig bleiben und abwarten, bis der Angriff vorbei war. Dann konnte sie ihre Familie wieder in die Arme schließen.

Nie wieder würde sie abends nach draußen gehen! Nie wieder! *So schlimm wird es schon nicht werden.* Klaras Mantra kam ihr in den Sinn. Sie wollte es nicht denken, wollte nicht den Fluch heraufbeschwören, der an diesem Satz haftete. Doch sie konnte das Kreisen ihrer Gedanken nicht verhindern.

So schlimm wird es schon nicht werden. Weitere Flugzeuge dröhnten über sie hinweg, weitere Bomben erschütterten den Bunker.

Hannah duckte sich nach vorn, klammerte die Arme um ihre Knie und versteckte den Kopf. *So schlimm wird es schon nicht werden.*

Wieder sah sie das Bild ihrer Eltern vor sich, wie sie in ihrem Keller saßen und mit der Angst rangen. »So schlimm wird es schon nicht werden«, flüsterte sie, während ihr Körper anfang, sich vor und zurück zu wiegen. Immer wieder musste sie die verfluchten Worte von sich geben, konnte sich nicht daran hindern und an nichts anderes denken. »So schlimm wird es schon nicht werden.«

Dann waren die Flugzeuge fort, die Detonationen fanden ein Ende. Dennoch blieben die Menschen sitzen. Noch war das lang gezogene Entwarnungssignal der Sirenen nicht zu hören. Träge wie flüssiges Blei floss die Zeit dahin. Immer wieder fielen Hannah die Augen zu. Erst das Heulen der Sirenen schreckte sie auf.

Entwarnung! Eine Minute lang heulte das Signal, ehe das Jaulen für ein paar Sekunden abschwoll, nur, um gleich wieder von vorn zu beginnen. Die Menschen im Bunker hoben ihre Köpfe. Manche sahen verschlafen aus, eine Frau neben ihr hatte scheinbar geweint, wieder andere machten einen verwirrten Eindruck. Hannah bemerkte gar nicht, dass sie aufgestanden und zum Ausgang geschlurft war. Sie war eine der Ersten, die nach draußen trat. Die Sirene schrillte in ihre Ohren, begleitete den Rauch und den Staub und die Ascheflocken, die vom Himmel herabsanken.

Der Angriff war vorbei, und dennoch tobte um sie herum das brennende Inferno. Der Bornplatz war kaum wiederzuerkennen. Zahlreiche Häuser waren von Sprengbomben zerrissen worden, einige standen lichterloh in Flammen, und die Straßen waren zum Teil verschüttet. In welcher Richtung ging es nach Hause? Die ersten Schritte, die Hannah in den Schutt und die Asche hinaus setzte, waren nur langsam. Dann aber fand sie ihren Weg und lief los, rannte über den Platz und den

Grindelhof entlang bis in die Grindelallee. Je weiter sie kam, desto dichter wurde die Wolke aus Rauch, Staub und Asche, hing so dunkel in der Luft, dass sie kaum etwas erkennen konnte. Unablässig heulte die Sirene weiter, drang immer tiefer in Hannahs Gedanken, bis sie kaum noch etwas dachte und nichts mehr fühlte. Sie wich den Schuttbergen aus, die den Bürgersteig bedeckten, rannte auf der Mitte der Straße weiter. Hier war die Oberleitung der Straßenbahn herabgerissen worden. Hannah musste aufpassen, sich nicht darin zu verfangen, sprang über Draht und aufgeworfene Schienen hinweg, umrundete den Krater, den eine Sprengbombe in die Straße gerissen hatte, und sah das Pferd mitsamt der Kutsche, das tot und verzerrt darin lag, als wäre es in der Dunkelheit hineingestürzt. Mit aller Macht bemühte sie sich, nicht dorthin zu sehen, wo Menschen am Boden lagen, und doch glitten ihre Blicke in ihre Richtung. Nur ganz leise flüsterte ein Name durch ihre Gedanken: *Robert*. Auch er war diesen Weg entlanggelaufen, vor dem Angriff. *Robert*. Die nackten Männerbeine, die unter dem Schutt hervorragten; die zusammengekrümmte Gestalt im Anzug, die sich noch im Tod darum bemühte, ihren Kopf zu verbergen; die verkohlte Leiche, die zu einer Miniatur zusammengeschrumpft war – jeder davon könnte Robert gewesen sein.

Doch Hannah wagte es nicht, in ihre Gesichter zu sehen.

Dann erreichte sie die Biegung, die den Blick in ihre Heimatstraße freigab, und plötzlich sah sie es vor sich: Der Grindelberg war ein Meer aus Flammen und Rauch. Wo vorhin noch ihr Haus gestanden hatte, ihre Straße, das ganze Viertel nördlich der Ostmarkstraße – alles brannte, glühte orangefarben zum Himmel und war so dicht von schwarzem Rauch umhängen, dass es unmöglich wäre, hineinzulaufen, ohne sich umzubringen.

Hannah begriff nicht sofort, was dieser Anblick bedeutete. Die Hitze flirrte in ihrem Gesicht, schmerzte in ihren Augen, bis sie sich abwandte und die Hände davorschlug. In jenem

Moment wich die Kraft aus ihren Muskeln, sackte ihr Körper in sich zusammen, und sie stürzte zu Boden.

Als sie wieder zu sich kam, waren die Sirenen verstummt, die Feuer in der Grindelallee waren gelöscht, doch der Grindelberg brannte weiter. Eine schwarze Wolke hing so tief am Himmel, dass sich nicht erkennen ließ, ob es noch Nacht war oder schon Tag. Erst auf den zweiten Blick konnte sie sehen, dass die Feuer kleiner geworden waren, dass einige Zeit vergangen sein musste.

So schlimm wird es schon nicht werden. Hannah wusste nicht, woher der Satz stammte, der durch ihre Gedanken geisterte. Sie wusste nicht einmal, was ihre Gedanken damit meinten. Sie stand wieder auf und ging weiter, um die Feuer herum, die sie nicht näher heranließen. Ziellos irrte sie durch die Gegend, umrundete den brennenden Grindelberg, stolperte durch die Ostmarkstraße, ganz nah an der rechten Seite entlang, die das Feuer weitgehend verschont hatte. In der Brahmsallee war die Glut noch zu heiß, also lief sie weiter zur Parkallee, in der nur noch einzelne Häuser schwelten.

Während sie lief, verlor sie jedes Zeitgefühl. Sie zählte nicht mit, wie oft sie ihr altes Viertel umrundete, wie viele Male sie zusammenbrach und liegen blieb und sich dann wieder aufraffelte und weiterging. Bis die Feuer heruntergebrannt und die Luft, das Straßenpflaster und die Ziegelsteine wieder kühl genug waren, um einen Fuß in die zerstörten Straßenzüge zu setzen. Das, was nun vor ihr lag, war eine Wüste aus Asche und Staub. Nur vereinzelt ragten die Fassaden von Häusern daraus hervor.

Hannah konnte nur raten, wo das Haus ihres Vaters gestanden hatte. Vielleicht erkannte sie es an der Entfernung zur letzten Straßenkreuzung oder an der roten Farbe, die an einem winzigen Steinbrocken noch zu sehen war. Es war nur ein müder Gedanke, mit dem sie realisierte, dass der Ort, an dem sich nun ein Bombenkrater befand, bis gestern Abend

noch der Keller ihres Hauses gewesen war. Der sogenannte Luftschutzkeller.

Kathrinchen! Ihre Mutter, ihr Vater ... Robert ... Hannah musste ihre Leichen nicht sehen, musste sie nicht so sehen wie die anderen, die unter den Trümmern hervorlugten oder zu einer winzigen Gestalt zusammengeschmolzen waren. Sie kannte die Wahrheit auch so.

* * *

Falls sie in den nächsten Tagen überhaupt noch einen Gedanken fassen konnte, ging er unter in Asche und Rauch. Ihr Leben existierte nicht mehr. Nur ihr Körper machte weiter, bewegte sich irgendwohin, legte sich irgendwo nieder, nahm das Essen, das andere ihr reichten. Sie hörte nicht die Sirenen, die auch in den nächsten Nächten heulten, sah nicht die Menschen, die sie in einen der Bunker zerrten und dafür sorgten, dass sie überlebte. Erst als sie sich mit vielen anderen im Park an der Moorweide sammelte, streifte ein flüchtiger Gedanke durch ihr Bewusstsein: Genau hier hatten sie die Juden zusammengetrieben, vor weniger als zwei Jahren.

Nur kurze Zeit später saß Hannah auf einem Lastwagen der Wehrmacht, der sie aus Hamburg fortbrachte.

1. KAPITEL

Dorf Lütjenau, Kreis Plön, Ostseeküste Schleswig-Holstein, Kriegsgefangenenzone F, September 1945

Wie ein vorsichtiges Tier spielten die Wellen mit ihren Füßen, krochen zögernd darüber und wichen zurück, als hätten sie sich vor dem unerwarteten Hindernis erschrocken. Kurz darauf kamen sie wieder und tasteten sich vor, als wollten sie ihre Angst vor der Fremden besiegen, die sich einfach so in ihren Weg gestellt hatte.

Minutenlang harnte Hannah im eiskalten Wasser der Ostsee aus, um in der Brandung nach Muscheln zu suchen. Dann jedoch hob sie den Blick, schaute auf das Meer hinaus und lauschte dem Rauschen, bis sich ihr Pulsschlag mit dem der Wellen vereinte und eine Geschichte von Leere, Einsamkeit und Tod erzählte. Ihre eigene Seele schien dort hinten in der Ferne zu treiben, verloren gegangen in diesem Krieg, wie so viele andere.

Auch die Flüchtlinge waren in Wellen über Schleswig-Holstein geschwemmt worden. Schon mit der ersten Welle war Hannah hierhergekommen, zusammen mit Hunderttausenden, deren Häuser in Hamburg, Lübeck und Kiel ausgebombt worden waren. Damals hatte es noch beheizbare Dachkammern und freie Zimmer gegeben, die einem mit ein bisschen Glück zugewiesen worden waren.

Doch dann war das Land von der zweiten Welle getroffen worden. Wie eine gewaltige Sturmflut hatte das Kriegsende sie mit sich gebracht: Abertausende, wenn nicht sogar Millionen von Flüchtlingen aus den Ostgebieten. Vor allem aus Ostpreußen waren sie mit Schiffen gekommen, die in den großen Häfen anlegten. Bis zum Ende des Krieges flohen weitere Menschen hierher, die sich vor dem Einrücken der Alliierten

in den nördlichsten Winkel Deutschlands zurückzogen. Und selbst als der Krieg vorbei war, riss der Strom nicht ab. Ganze Zugladungen von Flüchtlingen folgten, die aus Schlesien und Pommern vertrieben worden waren. Sie alle waren jetzt hier, rangen um Platz und Nahrung und versuchten zu überleben.

Hannah löste sich von der Weite der Ostsee, heftete ihren Blick auf den nassen Sand und wanderte entlang der Brandung weiter. Mit jeder Welle spülte das Wasser die verborgenen Muscheln frei, nur um sie beim Rückfluss erneut im Schlick zu vergraben. Einzig an den blubbernden Luftblasen ließ sich erkennen, dass etwas Lebendiges unter dem Sand begraben lag. Hannah musste schnell sein und die Muscheln rechtzeitig ausbuddeln, bevor die nächste Welle sie wieder unsichtbar machte.

Muscheln waren nicht gerade die effektivste Nahrungsquelle, aber mit Zwiebeln und ein wenig Butter gebraten, ergaben sie eine geschmackvolle Ergänzung zu den zwei oder drei Brotscheiben, die ihr jeden Tag zustanden. Umso wichtiger war es jedoch, niemandem zu verraten, wie man die Muscheln fand. Auch heute hörte sie auf zu suchen, als ihr eine Gruppe von fünf Wehrmachtsoldaten am Strand entgegenkam, die Eimer und Kescher, eine selbst gebaute Angel und ein engmaschiges Netz mit sich trugen.

Die deutschen Soldaten waren die dritte Welle gewesen, die nach Kriegsende über Schleswig-Holstein hereingebrochen war, all jene Männer, die bis zuletzt in der Wehrmacht und der SS gekämpft hatten. Die Alliierten hielten sie hier und in anderen Kriegsgefangenenzonen fest, um zu untersuchen, wer sich an den Verbrechen beteiligt hatte, die zum Ende des Krieges ans Tageslicht gekommen waren: Millionen von Juden hatte die SS ermordet, hatte sie in menschenunwürdigen Lagern eingepfercht und grausam zu Tode gequält. Wer das getan hatte, musste zur Rechenschaft gezogen werden, ehe er inmitten der Zivilgesellschaft unterschlüpfen konnte. Die

Schuldigen mussten herausgesiebt werden, bevor die Unschuldigen ein neues Leben beginnen durften. Doch es waren zu viele Soldaten. Kriegsgefangenenlager, die groß genug für alle wären, ließen sich nicht bauen, und auch für die Alliierten wäre es kaum möglich, ausreichend Nahrung heranzuschaffen. Zudem sahen die Genfer Konventionen vor, dass Kriegsgefangene direkt nach Kriegsende zu entlassen waren. Also galten die deutschen Soldaten nicht als Kriegsgefangene, sondern als entwaffnetes Kriegspersonal. Als solches bekamen sie weder eine feste Unterkunft noch ein Anrecht auf ausreichend Nahrung. Um sie unterzubringen, wurden große Teile von Schleswig-Holstein als Sperrgebiete abgeriegelt, in denen die Soldaten in Wäldern und Scheunen kampierten und weiterhin unter dem Kommando ihrer Offiziere blieben.

Auch Lütjenau, das Dorf, in dem Hannah lebte, gehörte zum Sperrgebiet F, das einen Großteil Ostholsteins umfasste. Seit der Krieg zu Ende war, lagerten Hunderte von Wehrmachtssoldaten in dem Waldstück, das sich jenseits von Gut Morkamp in die holsteinische Hügellandschaft schmiegte. Hannah ging ihnen aus dem Weg, so gut sie konnte.

Noch bevor die Soldaten sie erreichten, wog sie den Jutebeutel mit den Meeresfrüchten in ihrer Hand und beschloss, dass sie für heute ohnehin schon genug davon gesammelt hatte. Sie ging den Strandabschnitt zurück, den sie gekommen war, hob ihren zweiten Jutebeutel auf, in dem sie Treibholz zum Heizen gesammelt hatte, und begab sich auf den Weg durch die Dünen.

Einer der Soldaten pffte ihr hinterher, aber Hannah war nicht so dumm, sich umzudrehen. Kaum waren die Männer aus dem Krieg zurück, suchten sie überall nach Gelegenheiten. Dass viele von ihnen zu Hause eine Verlobte hatten, schien sie nicht daran zu hindern, sich hier die Zeit mit einem anderen Mädchen zu vertreiben.

Hannah straffte die Schultern, stapfte durch den tiefen Zu-

ckersand der Dünen und bemühte sich darum, sich ihre Eile nicht ansehen zu lassen. Sobald sie oben ankam, öffnete sich die Aussicht über die Hügellandschaft. Bis zu ihrer Evakuierung hatte sie geglaubt, Schleswig-Holstein wäre ein flaches Land. Doch inzwischen wusste sie, dass diese Beschreibung nur auf den westlichen Teil zutraf. Hier hingegen, entlang der Ostseeküste, wurde die Landschaft von unzähligen Hügelchen zerteilt. Parallel zu den Hügeln schlängelten sich lange Reihen von halbwilden Wallhecken entlang, welche die einzelnen Äcker und Wiesen des Gutes voneinander trennten. Diese Knicks, wie die Einheimischen sie nannten, wurden jedoch niemals in Form geschnitten und bestanden aus den unterschiedlichsten Sträuchern und Bäumen, auf denen diverse Früchte reiften. Doch die Gutsherrin zeigte kaum Interesse daran, die eingewachsenen Sträucher abernten zu lassen, zumal sie nicht veredelt waren und der Ertrag entsprechend mickrig ausfiel. Vielmehr wurde es toleriert, wenn die Flüchtlinge die wilden Äpfel, Nüsse und Beeren pflückten.

Seit Ende des Krieges war die Nahrung immer knapper geworden. Inzwischen reichten die Zuteilungen auf den Lebensmittelmarken noch gerade so zum Überleben. Die vorgesehenen Rationen bekam man jedoch nur, wenn man sich stundenlang in die Warteschlangen vor den Läden stellte und dabei nicht zu spät kam. Die Letzten wurden fast immer abgewiesen, und oftmals langte es nur für die erste Hälfte der Wartenden. Um halbwegs satt zu werden, musste man sich selbst etwas dazu organisieren.

Manchmal, wenn die Erinnerungen an den Bombenangriff über sie herfielen, spielte Hannah mit dem Gedanken, einfach mit der Nahrungssuche aufzuhören und auf ihr Ende zu warten. Einzig die Familie, mit der sie die Kammer teilte, hinderte sie daran. Vor den Augen der Kinder wollte sie nun wirklich nicht verhungern, und deren Mutter Elisabeth hätte es ohnehin nicht zugelassen. Also schleppte Hannah sich Woche für

Woche weiter. Schon frühmorgens trieb der knurrende Magen sie hinaus, und die niedrige Decke ihrer Kammer hinderte sie daran, allzu bald zurückzukehren. Um sich von den Erinnerungen abzulenken, plante sie die Ernte von Früchten, zeichnete die Wallhecken und Bäume in das Notizbuch, das sie bei der letzten *Sonderzuteilung Papier* ergattert hatte, und kontrollierte täglich die Knicks, um sich die reifen Früchte vor den anderen zu holen. Nichts mochten Elisabeths Kinder lieber als eingemachtes Kompott.

Heute war der Zwetschgenbaum im Knick neben dem Kartoffelfeld an der Reihe. Schon seit einer Woche schlich sie um ihn herum, um auch ja nicht den Tag zu verpassen, an dem die Pflaumen reif waren, aber noch nicht von anderen Flüchtlingen abgeerntet wurden. Dass der Pflaumenbaum ausgerechnet neben dem Kartoffelfeld stand, war ein Nachteil: Hier war sie bestimmt nicht die Einzige, die regelmäßig Patrouille lief. Tatsächlich war fast immer jemand in der Nähe des Feldes, denn keiner wollte die Kartoffelernte versäumen. Wer sich schon jetzt ein paar Knollen ausbuddelte, riskierte eine schlimme Strafe – aber wenn die Mägde des Gutshofes das Feld erst abgeerntet hatten, durften sie sich auf die Reste stürzen und alles einsammeln, was sich noch zwischen den Dreckkluten verbarg.

Allein beim Gedanken an frische Kartoffeln lief Hannah das Wasser im Mund zusammen. Doch zuerst war der Zwetschgenbaum an der Reihe. Hannah sah die Wiese vor sich, hinter der die besagte Wallhecke begann. Sie lief die Dünen hinab und scheuchte versehentlich ein paar Schafe auf, die blökend davontrabten. Kurz darauf erreichte sie die ersten Büsche des Knicks und wanderte daran entlang. Die Sträucher und Bäumchen waren zum Landesinneren geneigt, tief gebeugt unter dem Ansturm des Ostseewindes.

Neben dem Zwetschgenbaum blieb sie stehen, pflückte eine der unteren Pflaumen und biss sie vorsichtig auf, um nach

Maden zu schauen. Tatsächlich waren die Früchte reif, fruchtig süß, aber noch nicht matschig. Alle Pflaumen allein zu ernten wäre maßlos gewesen, aber einen kleinen Sack davon wollte sie mitnehmen, um sie einzumachen und für den Winter Pflaumenmus daraus zu kochen. Hannah nahm einen der leeren Jutebeutel, hängte ihn an den tiefsten Zweig und fing an, die reifen Zwetschgen abzupflücken.

Sie war gerade auf den dicksten Hauptast geklettert, als ihr jemand von hinten zurief: »He! Mädchen! Das ist unser Baum!«

Erschrocken fuhr sie herum. Fast erwartete sie, einen der Gutsknechte unter dem Pflaumenbaum zu entdecken. Vielleicht hatte es die Gutsherrin neuerdings verboten, die reifen Früchte aus den Knicks zu ernten. Erst dann erkannte sie, dass drei Wehrmachtssoldaten auf den Zwetschgenbaum zuschlenderten.

Einer von ihnen hob herausfordernd das Kinn: »Geh runter da!«, rief er. »Den Baum haben wir uns ausgesucht.«

Hannah hielt den Atem an. Für einen Moment wollte sie nachgeben und auf den Boden springen. Wenn die Männer ihr etwas antun wollten, gab es kaum eine Chance, ihnen zu entkommen. Andererseits war der Krieg vorbei. Als ehemalige Soldaten waren sie Gefangene, und keiner von ihnen wollte vor einem britischen Gericht landen. Abgesehen davon, wollte sie sich ganz sicher nicht einschüchtern lassen.

»Ich habe mir den Baum zuerst ausgesucht«, rief sie zurück. »Sieht man das nicht?«

Der Soldat kniff die Augen zusammen. »Ach ja?« Er kam näher, stellte sich breitbeinig unter den Ast, auf dem sie saß, und nahm ihn in die Hand, als wollte er daran rütteln. »Wie auch immer ...« Er grinste schief. »Wir brauchen Lebensmittel für zweihundert Mann. Wie viele Leute hast du zu versorgen?«

Die Frage stach so unvermittelt in Hannahs Eingeweide,

dass sie ins Schwanken geriet. *Niemanden*. Sie hatte niemanden zu versorgen, abgesehen von sich selbst. Auch die Kinder in ihrer Kammer wurden eigentlich von ihrer Mutter versorgt, und während Hannah über Vorräte nachdachte, lebten die Soldaten hinten im Wald von der Hand in den Mund. Im Gegensatz zu ihr hatten sie nicht einmal ein festes Dach über dem Kopf, obwohl bald der Winter kam.

Hannah war drauf und dran, ihnen den Pflaumenbaum zu überlassen, als ihr der überhebliche Gesichtsausdruck des Anführers auffiel. Der Soldat neben ihm grinste ebenfalls breit, während er an einem Strohalm kaute. Nur der dritte stand etwas abseits und sah in die Ferne, als hörte er gar nicht zu.

Vielleicht hatten sie sich im Krieg angewöhnt, auf diese Weise mit Frauen zu reden und sich alles zu nehmen, was sie haben wollten. Schon die Tatsache, dass sie Hannah duzten, zeugte von Respektlosigkeit. Aber die Zeiten hatten sich geändert. Wer sie respektlos behandelte, dem schuldete sie ebenso wenig Respekt, und wenn er noch so eine schicke Uniform trug. In diesem Falle waren es allerdings zerschlossene, ausgeblichene Uniformen.

Entschlossen schaute sie dem Anführer in die Augen. »Wir machen einen Kompromiss.« Sie ließ ihre Stimme möglichst fest klingen. »Wir ernten zusammen. Ihr zu dritt – und ich allein. Ich nehme mir so viel, wie ich für die fünf Leute in meiner Kammer einkochen kann, und ihr nehmt euch den Rest.« Sie verkniff sich das »Einverstanden?«, das sich über ihre Lippen schleichen wollte. Diese Männer würden sie nur ernst nehmen, wenn sie ganz selbstverständlich die Regeln definierte.

Der Anführer hob erstaunt die Augenbrauen. »Du hast vielleicht Courage, Mädel. Aber gut.« Er wandte sich an die anderen. »Fuchs! Du kletterst nach oben und wirfst die Zwetschgen runter. Ich angle von unten die tieferen Äste, und

Freddie, du sammelst auf.« Damit grinste er Hannah noch einmal zu, ließ sie ahnen, dass er um jede Pflaume mit ihr kämpfen würde.

Der Soldat, der eben noch vor sich hin gestarrt hatte, setzte sich in Bewegung. Er musste derjenige sein, den der Anführer Fuchs genannt hatte: Seine Haare leuchteten in einem dunklen Rot. Etwas überlang fielen sie in sein Gesicht, während er in den Baum kletterte und sich wie ein Wiesel an Hannah vorbeihangelte. Als er direkt vor ihr war, erkannte sie, wie jung er noch sein musste, Anfang zwanzig vielleicht. Niedliche Sommersprossen zierten seine Nase, und in seinen Augen lag etwas ... Hannah konnte es nicht definieren. Der Moment war zu kurz, ehe er sich in die Astgabelung über ihr stemmte. Nur das grün gesprenkelte Braun seiner Iris brannte sich in ihre Erinnerung. Etwas war mit seinen Augen, etwas, das sie schaudern ließ.

Gleich darauf begann der Kampf um die Früchte. Der Anführer zog den Ast zu sich herunter, auf dessen Gabelung Hannah sich niedergelassen hatte. Genau vor ihrer Nase fing er mit seiner Ernte an, bis sich keine Zwetschge mehr in ihrer Reichweite befand. In der Hocke drehte Hannah sich um, kletterte auf die andere Seite des Baumes und angelte dort nach einem Ast, der etwas höher hing. Wieder kam der Soldat ihr nach, schnappte den Ast an seinem tiefer hängenden Ende und bog ihn zu sich nach unten.

Hannah hatte genug. Sie zog sich eine Etage höher, kauerte sich neben dem Fuchs in eine benachbarte Gabelung und beugte sich vorsichtig zu den Pflaumen. Zuerst fürchtete sie, der Rothaarige könnte seinen Anführer nachahmen. Er beachtete sie jedoch gar nicht. Schweigend hockten sie nebeneinander, ernteten die Pflaumen und kamen sich nicht ins Gehege. Erst als alle Früchte in dieser Etage abgeerntet waren, wurde es schwieriger. Ohne zu zögern, kletterte der Fuchs höher, während Hannah ihm prüfend nachsah. Der Baum wurde

immer schmäler, manche Äste erschienen ihr alt und gebrechlich. Der junge Soldat mochte ein schmales Hemd sein, das kaum etwas auf die Waage brachte. Auch Hannah hatte in den letzten zwei Jahren einige Pfunde eingebüßt – aber wenn sie beide dort oben hockten, könnte es dem Bäumchen zu viel werden.

Weiter unten leistete der Anführer ganze Arbeit. Fast alles war abgeerntet. Nur noch wenige, schwer zugängliche Stellen fehlten. Hannah beschloss, dass sie genug Pflaumen hatte. Sie musste das alles verarbeiten, bevor die Früchte schimmelten oder gärten. Ganz zu schweigen davon, dass Lebensmittel selten in wiederverwertbaren Einmachgläsern zu kaufen waren und Hannah nur noch wenige leere besaß. Sie musste erst Nachschub organisieren, sich von Einheimischen ein paar Gläser ertauschen oder auf eine entsprechende Sonderzuteilung warten, wenn sie größere Mengen von Obst einkochen wollte. Also kletterte sie nach unten, sprang vom Baum und trug ihren Pflaumensack zu den Muscheln und dem Treibholz.

Der Anführer piffte durch die Zähne. »Hast ja ganz schön Beute gemacht, Mädels!« Er schlenderte auf sie zu, blickte zu ihren Säcken und blieb stehen. »Was hast du denn alles da drin?«

Schnell wich sie zurück, zog die Säcke mit sich und schwang sie mit einem Ruck über ihre Schulter. Die Muscheln und Pflaumen wogen nicht mehr als zehn oder zwölf Pfund, aber das Treibholz war noch nass und zwang sie fast in die Knie.

Der Soldat lachte auf. »Eben noch rotzfrech und jetzt ein scheues Rehchen. Was denn? Glaubst du, ich will dir was wegnehmen? Oder dich anfassen?« Er streckte die Hand nach ihrem Gesicht aus.

»Egon!« Der Soldat, der die Pflaumen aufsammelte, schüttelte den Kopf. »Handle uns bloß keinen Ärger ein.«

Egon zog die Hand zurück und lachte ein weiteres Mal.

»I wo! Ich mach doch keinen Ärger.« Damit zog er seine

Feldkappe und verbeugte sich vor Hannah. »Meine Dame, ich bitte um Verzeihung. Was hat der Krieg nur mit meinen Manieren angestellt?« Etwas blitzte in seinen Augen, eine kurze Irritation, bevor er sich abwandte und zu seinem Kameraden ging, um mit ihm zusammen die Pflaumen einzusammeln.

Erschöpft stieß Hannah die Luft aus. Erst jetzt bemerkte sie, wie lange sie den Atem angehalten hatte. Dann fiel ihr Blick auf den schmalen Jungen, der noch oben im Baum herumkletterte. Immer weiter wagte er sich auf die krummen Äste hinaus, legte sich bäuchlings darauf, riss die Pflaumen ab und warf sie zu Boden. Jederzeit konnte der Ast unter ihm brechen, konnte der Junge zwischen Blättern und Zweigen hinabstürzen und sich beim Aufprall Arme und Beine brechen, schlimmstenfalls das Genick.

Hannah konnte sich nur schwer von seinem Anblick lösen. Fast kam es ihr vor, als müsste sie hier bleiben, als könnte sie ihn beschützen, allein durch ihre Gegenwart. Es war ein absurder Gedanke. Wenn er stürzte, konnte sie ihm nicht helfen. Sie war keine Ärztin, nicht einmal eine echte Apothekerin. Und selbst wenn: Eine Apothekerin ohne Medizin war so wertlos wie ein Heizofen ohne Kohle und Holz.

So schlimm wird es schon nicht werden. Die verfluchten Worte ihrer Freundin Klara krochen durch ihre Gehirnwindungen, zogen Bilder von brennenden Häusern und die Detonation einer Sprengbombe hinter sich her. Sie zuckte zusammen, stieß ein leises Keuchen aus und bemerkte, dass Egon sie ansah. Er hockte auf dem Boden bei den Pflaumen und schaute zu ihr auf. Doch dieses Mal lachte er nicht.

Hannah ruckelte die Säcke in eine bequemere Position, drehte sich um und eilte davon. Immer lauter rauschte das Blut in ihren Ohren, während sie den Knick entlanghetzte. Allzu oft hörte sie noch die Bomben, sah die Bilder der Leichen vor sich. Auch jetzt brannte sich der Gestank von Asche in ihre Lungen, silbrige Glitzerstreifen schimmerten am Bo-

den zwischen den Gräsern. Sie fing an zu rennen. Mit jedem Schritt schlug der Treibholzsack an ihre Wirbelsäule, doch sie musste weg von hier, musste ... Wohin eigentlich?

Der Weg zum Gutshof, zwischen Knicks und Wiesen entlang, zog sich endlos. Selbst dort würde es keine Sicherheit geben. Vor dem, was in ihr war, gab es kein Entrinnen.

Dann schimmerte der See durch die Wallhecken. Hannah lief durch eine kleine Pforte, die auf den Weg führte, der den See bis zum Gutshof umrundete. Das weiße Herrenhaus thronte am gegenüberliegenden Ufer auf einem Hügel. Wie ein eitler König spiegelte es sich dort hinten in der Wasseroberfläche. Um sich abzulenken, heftete Hannah den Blick an das Türmchen und die Zierleisten. Hier draußen, in der Weite Schleswig-Holsteins, stand diese Schönheit so unverehrt, als hätte es niemals einen Krieg gegeben. Allzu gern wollte sie sich daran festhalten, wollte glauben, dass die hohen Mauern des Gutshofes Sicherheit boten, eine neue Heimat. Doch sie war ein Flüchtling. Dieser Gutshof war nicht mehr für sie als eine Unterkunft, ein Provisorium, aus dem sie früher oder später wieder fortziehen musste. Es gab kein Ankommen für Flüchtlinge. Nur einen Weg, der von Station zu Station führte.

Wenig später erreichte sie die Hofeichen und die Rückseite der Stallungen. Schweine wühlten im Pferch unter den Bäumen und gruben ihre Nasen in das Laub auf der Suche nach Eicheln. Hannah musste um den geschlossenen Vierseithof herumlaufen, ehe sie das Torhaus erreichte, das nach vorn zur Straße wies. Alle vier Seiten des Wirtschaftshofes bestanden aus lang gestreckten Ziegelsteinbauten, und selbst das Torhaus wurde als Stall für das Kleinvieh genutzt. Aus dem Gehege davor tönte vielstimmiges Hühnergurren.

Keuchend lief Hannah durch den Torbogen. Seitenstiche brannten in ihrer Leiste. Sie musste ihre Hand hineinstützen, als sie inmitten des Wirtschaftshofes stehen blieb. An zwei

Seiten befanden sich die Pferde-, Kuh- und Schweineställe. An der dritten Seite lag das Kavaliershhaus, das diesen Hof vom Ehrenhof trennte und zugleich durch einen weiteren Torbogen mit dem herrschaftlichen Teil des Gutes verbunden war. Früher hatten reitende Gäste, Knechte und die Kutscher der Gutsleute in diesem Haus gewohnt, während die adeligen Gäste auf der anderen Seite des Ehrenhofes in einem anderen Kavaliershhaus übernachteten durften. Jetzt war alles vollgestopft mit Geflüchteten. Sämtliche Gästezimmer der Kavaliershäuser, bis hin zu den hintersten Dachkammern, waren mit so vielen Menschen belegt wie irgendwie hineinpassten. Selbst auf manchen Dachböden und in der Scheune hauste das Volk, das in großen Scharen aus dem Osten geflohen war.

Entsprechend chaotisch war das Treiben, das auf dem Gutshof herrschte. Eifrige Helfer liefen auf dem Wirtschaftshof zwischen den Ställen umher, schoben Mistkarren und verteilten Viehfutter. Dazwischen tobten Kinder, die jede Ecke durchforsteten, wie immer in einer Mischung aus Spiel, Nahrungssuche und dem Auffinden nützlicher Dinge, mit denen sich etwas improvisieren ließ. Vor dem Brunnen in der Mitte des Wirtschaftshofes sammelte sich die obligatorische Schlange aus Flüchtlingen, die frisches Wasser holen wollten. Die Menschen schnatterten wild durcheinander, gründeten oberflächliche Freundschaften und tauschten die neuesten Informationen aus. Schlangen wie diese bildeten die wichtigsten Nachrichtenbörsen. Nur leider war es manchmal nicht ganz leicht, Wahrheit und Gerüchte voneinander zu unterscheiden.

»Beim Schlachter in Lütjenau soll es morgen Schweinefleisch geben«, hörte Hannah im Vorbeigehen. »Aber dafür musst du früh anstehen. Die Menge ist sicher begrenzt. Um fünf Uhr werde ich losgehen.«

Sie warf nur einen flüchtigen Blick auf die beiden Frauen, die sich darüber unterhielten. Die eine war schon etwas älter, und Hannah wusste, dass mindestens vier halbwüchsige Kin-

der zu ihr gehörten, die irgendwo herumtobten, und die andere Frau musste in etwa so alt sein wie sie selbst. Neben ihr stand ein kleines blond gelocktes Mädchen, das Hannah an ein anderes blond gelocktes Mädchen erinnerte, an eines, das sie verloren hatte. Wie immer, wenn sie dieses Mutter-Tochter-Pärchen sah, bildete sich ein schmerzhafter Knoten in ihrer Brust. Die beiden mussten fast ebenso lange hier sein wie sie, und vielleicht hatte Hannah schon einmal ihre Namen gehört. Aber sie wollte sich weder merken, wie sie hießen, noch mit ihnen reden.

Auch das Gesinde-Waschhaus, das an der Ecke des Kavaliershauses angrenzte, war gut besucht. Frauen und Mütter standen davor an, um ihre Wäsche zu waschen oder die kleineren Kinder im Waschzuber abzuschrubben. Größere Kinder und Erwachsene badeten um diese Jahreszeit noch im See.

Hannah ging an dem Treiben vorbei, ohne auch nur einmal stehen zu bleiben. Andere mochten schon längst neue Freundschaften und Kontakte gefunden haben, aber sie wollte sich möglichst wenig an andere binden. Einzig zu der Familie in ihrer Kammer besaß sie ein gutes Verhältnis. Doch trotz aller Sympathie blieb immer ein unbehagliches Gefühl. Die anderen gehörten zusammen, sie selbst war eine Einzelne. Was sich zwischen ihnen entwickelt hatte, mochte sich vielleicht wie Freundschaft anfühlen, blieb aber trügerisch. Auf der Flucht gab es keine Freundschaften. Nur Zweckgemeinschaften auf Zeit. Und je häufiger sie auf das trügerische Freundschaftsgefühl hereinflie, desto häufiger würde sie enttäuscht werden.

Vor ihr öffnete sich der Tordurchgang, der durch das Kavaliershaus in den Ehrenhof hinüberführte und durch den in früheren Zeiten die Kutschen zu den Stallungen gefahren waren. Hannah ging auf eine schmale Tür zu, die inmitten der Durchfahrt seitlich eingelassen war. Trübe Dunkelheit empfing sie, als sie hindurchtrat, und begleitete sie die Treppe hinauf, die hoch unter das Dach führte. In dem langen Flur zwi-

schen den Kutscherkammern rannten ihr zwei Kinder entgegen, Theo und Christina, die polternd zur Treppe stürmten. Hannah kannte das Temperament der beiden nur zu gut. Zusammen mit ihrer Mutter Elisabeth und ihrer Oma Erna teilten sie sich die Kammer mit ihr.

Elisabeth und ihre Familie stammten ebenfalls aus Hamburg und waren, wie Hannah, im Juli 1943 ausgebombt worden. In der Anfangszeit, nachdem sie hierhergekommen waren, hatte Elisabeth sich rührend um Hannah gekümmert und dafür gesorgt, dass sie sich nichts antat. Dennoch war Hannah sich bis heute nicht ganz sicher, ob es Segen oder Fluch war, sich mit einer intakten Familie die Kammer zu teilen, mit einer beinahe intakten Familie. Einzig Elisabeths Mann befand sich noch in Kriegsgefangenschaft in Frankreich. Aber sie schrieben sich Briefe, und es schien ihm den Umständen entsprechend gut zu gehen.

Ihr Zimmer war das letzte auf dem Flur, ganz hinten, wo das Kavaliershaus schon fast an das Herrenhaus angrenzte – wenn es denn eine Verbindung zwischen beiden Häusern gäbe.

Das Erste, was Hannah bemerkte, war der fremde Koffer, der draußen auf dem Flur vor ihrer Tür stand. Kurz überlegte sie, ob sie anklopfen sollte. Doch es war ihre eigene Kammer, also öffnete sie einfach die Tür. Und hielt gleich darauf inne. Direkt vor ihr stand ein Paar, das sich küsste. Der Mann in der braun eingefärbten Wehrmachtsuniform kehrte Hannah den Rücken zu. Die Frau war dahinter verborgen, einzig die dunkelblonden langen Haare waren neben dem Kopf des Fremden zu erkennen. Bis sie sich zur Seite lehnte und Hannah über seine Schulter zulächelte. »Oh, Hannah. Verzeihung.« Elisabeth löste sich von dem Fremden und drehte ihn zu Hannah herum: »Günther, das ist Hannah, unsere Mitbewohnerin. Hannah, das ist Günther, mein Mann. Er ist entlassen worden, stell dir das vor!« Sie strahlte über das ganze Gesicht.

Hannah musste schlucken, um das Drücken in ihrer Kehle zu besiegen. Da war sie wieder, die Tücke der Nachkriegsfreundschaft. Konnte eine Freundschaft halten, wenn tief im Inneren dieser Neid schlummerte? Wenn die andere alles besaß, was man selbst so schmerzlich vermisste? Und was würde ihre Freundschaft noch zählen, wenn Günther hier einzog? Mit ihm war nicht mehr genug Platz in der winzigen Kammer. Früher oder später würde Elisabeth sie darum bitten ausziehen. Dann würde Hannah nichts anderes übrig bleiben, als eine Ecke in den großen Gemeinschaftsunterkünften zu belegen: in der Strohmiete neben dem Pferdestall oder drüben in der großen Scheune, die etwas abseits am Rand der Felder stand.

Elisabeths Blick wurde ernst. Sie löste sich von ihrem Mann und kam auf Hannah zu. Dann war es also jetzt schon so weit? Hannah bemühte sich, gerade zu stehen.

»Wir gehen bald zurück.« Die Worte ihrer Freundin klangen fremd, trafen Hannah so unerwartet, dass sie nicht verstand, was sie meinte. »Nach Hamburg«, ergänzte Elisabeth. »Günther hat bei Freunden eine Wohngelegenheit für uns gefunden. Und wie es aussieht, wird unser Haus wiederaufgebaut. Wir müssen alle mit anpacken.«

Hannah wurde schwindelig. Das Haus ihres Vaters in Hamburg, der zerstörte Grindelberg ... Sie konnte sich nicht vorstellen, dass ihre Stadt jemals wieder so sein würde wie vorher. Nicht einmal annähernd.

In Elisabeths Augen hingegen blitzte Hoffnung. »Willst du nicht mitkommen? Der Krieg ist vorbei! Wir müssen von vorn anfangen. Du wolltest doch Apothekerin werden. Vielleicht kannst du jetzt studieren. Ein neues Leben beginnen.«

»Nein!« Viel zu laut sprang das Wort aus Hannahs Mund. »Keine zehn Pferde bringen mich zurück nach Hamburg. In dieser Stadt ist nichts mehr. Niemand.« Nur noch Asche, Trümmer, Leichen ... Sie keuchte, klammerte sich an den Türrahmen.

»Schon gut.« Elisabeth legte die Hände auf ihre Schultern. »Hannah, beruhig dich. Es war nur eine Idee. Nur deshalb, weil ich dich nicht einfach allein lassen will.«

Entschlossen schüttelte Hannah den Kopf. »Nein. Geht ihr nur. Aber lasst mich hier.« Sie drängte sich an Elisabeth vorbei, ließ sich auf ihren Strohsack vor dem Fenster fallen und schloss erschöpft die Augen.

* * *

Wald bei Lütjenau, Kriegsgefangenenzone F, Lagerplatz

Der Krieg war vorbei. Schon lange. Doch das waren nur Worte. Tatsächlich war der Krieg bei ihnen geblieben und hatte sich tief in ihre Seelen gefressen. Es gab nicht viel, was dagegen half, nicht viel, worunter sich die Erinnerungen begraben ließen. Nur wenn er die Bäume ansah, wurde es besser. Wenn er im Laub des Waldes lag und hinauf in die Wipfel schaute, gelang es ihm manchmal, das Geschehene zu vergessen. Um ihn herum brummt die Stimmen der Soldaten. Ihre Schritte stapften über den Waldboden, ihr Rufen und Lachen hallte von Zelt zu Zelt.

Doch das alles war weit entfernt. In der Buche über seinem Liegeplatz saß ein Eichhörnchen. Es trug eine Nuss in den Pfoten, knabberte daran und hielt inne, sah sich um und zuckte mit dem buschigen Schwanz, nur um gleich darauf weiterzufressen. In diesem Waldstück lebten fünf Eichhörnchen, zwei Elterntiere und drei Junge. Er hatte sie oft genug beobachtet, um sie zu unterscheiden. Dieses hier war eines der Kleinen, das zahmste von ihnen, und etwas an seiner koketten Art ließ ihn vermuten, dass es ein Weibchen war. Auch wenn er sich genauso gut täuschen konnte, weil es äußerlich nicht zu erkennen war.

Sein Blick wanderte zu der dunkelblauen Pflaume, die er in eine Astgabel gelegt hatte. Das Eichhörnchen war nicht mehr weit davon entfernt. Er musste nur warten, dann würde das Kleine sein Geschenk finden. Allzu gern teilte er sein Essen mit ihm, teilte fast alles, was für die Mahlzeit eines Eichhörnchens infrage kam. Schließlich mussten die Tierchen genug Nahrung finden, mussten sich Speck anfressen, bevor der Sommer zu Ende ging.

Bevor der Winter über den Wald hereinbrach.